
KAPITEL 10

ROMS
UNTERGANG

Im Jahr 476 überlebte das Oströmische Reich den Zusammenbruch seines westlichen Gegenstücks, und es florierte allem Anschein nach im nächsten Jahrhundert weiter. Unter Kaiser Justinian I. (527–565) stellte es sogar ein expansives Eroberungsprogramm für das westliche Mittelmeer auf, das die vandalischen und ostgotischen Reiche Nordafrikas und Italiens zerstörte und den Westgoten einen Teil der südlichen Iberischen Halbinsel entriß. Gibbon gelangte zu dem Schluß, das Römische Reich habe im östlichen Mittelmeerraum fast ein ganzes Jahrtausend lang fortbestanden, sein Ende datiert er auf die Eroberung Konstantinopels durch die Osmanen 1453. Meiner Meinung nach verursachte jedoch der Aufstieg des Islam im 7. Jahrhundert einen entscheidenden Bruch in der mediterranen *Romanitas*. Er raubte Justinians Staat drei Viertel seiner Staatseinnahmen und löste weitreichende institutionelle und kulturelle Neustrukturierungen aus. Zwar bezeichneten sich die Herrscher von Konstantinopel lange nach dem Jahr 700 immer noch als »Kaiser der Römer«, doch in Wirklichkeit regierten sie ein Gebilde, das man eher als einen von vielen Nachfolgestaaten, nicht aber als Fortsetzung des Römischen Reichs verstehen sollte.¹ Aber auch bei meiner Betrachtungsweise bestand ein vollkommen römischer Staat im östlichen Mittelmeerraum mehr als andert-halb Jahrhunderte nach der Absetzung des Romulus Augustulus fort.

Zur gleichen Zeit lebten in Westeuropa und Nordafrika viele Menschen, die sich selbst weiterhin für Römer hielten und von anderen als solche betrachtet wurden. In den Jahren zwischen 510 und 530 wurden Römer (*Romani*) in offiziellen Dokumenten, nicht zuletzt in den Gesetzbüchern der Reiche der Westgoten, der Ostgoten, der Burgunder und der Franken immer noch als eigene Gruppe aufgeführt. In den letzten Jahren hat man versucht zu belegen, daß diese Bezeichnung keine reale Bedeutung gehabt habe, aber die Errichtung unabhängiger Reiche auf früher weströmischem Boden ging mit erheblichen

Kompensationen in Form von Grundbesitz an nichtrömische militärische Gefolgsleute der neuen Könige einher. Dieser Prozeß machte die Gefolgsleute zu einer hochprivilegierten Gruppe in den neuen Königreichen. Damit erhielt die Unterscheidung zwischen Neuankömmlingen und weniger privilegierten römischen Grundbesitzern eine neue Bedeutung. Über mehrere Generationen hinweg schlifften sich diese Unterscheidungen ab.² Nach 476 gab es folglich im Osten wie im Westen noch »echte« Römer; was also genau war eigentlich untergegangen?

Die Zerstörung der zentralen Romanitas

Was 476 an sein Ende gelangte, waren jegliche Bemühungen, das Weströmische Reich als überwölbendes, überregionales politisches Gebilde zu erhalten. Wir haben die wichtige Unterscheidung zwischen dem Begriff »römisch«, angewandt auf den Zentralstaat, und »römisch« im Hinblick auf charakteristische Züge des Lebens in den Provinzen bereits erörtert. Am einfachsten ausgedrückt bestand der römische Staat aus einem Entscheidungszentrum – Kaiser, Hof und Verwaltung –, Instrumenten der Steuererhebung und einem Berufsheer, dessen Macht sein Herrschaftsgebiet bestimmte und verteidigte. Genauso wichtig waren die zentral geschaffenen Rechtsstrukturen, die römischen Grundbesitzern in den Provinzen ihre Stellung verliehen und sie schützten. In den gesellschaftlichen Kreisen dieser Grundbesitzer galten die meisten der kulturellen Normen, die das Phänomen der *Romanitas* ausmachten. Ihre Mitarbeit auf den höheren Ebenen der Bürokratie, des Hofes und bis zu einem gewissen Maße auch der Armee hielten das Zentrum des Reichs und seine vielen örtlichen Gemeinden zusammen. Nach 476 war es mit all dem vorbei. Während eine beträchtliche Zahl von Angehörigen der altrömischen Grundbesitzerschicht im Westen überlebt hatte und ihre Kultur mehr oder weniger intakt geblieben war, waren die entscheidenden zentralisierenden Strukturen des Imperiums verschwunden. Es gab keinen einzelnen Gesetzgeber, dessen Autorität als maßgeblich anerkannt wurde. Kein zentral kontrolliertes Steuersystem garantierte eine zentral kontrollierte Berufarmee, und die politische Teilhabe in Verwaltungen, Heeren und Höfen hatte die Fragmentierung verstärkt. Verbliebene römische Grundbesitzer vertraten eifrig ihre Interessen an den Königshöfen der Nachfolgestaaten. An den zentralen Strukturen eines ungeteilten Reichs waren sie wenig interessiert. In den Provinzen überlebte

die *Romanitas* nach 476 in Teilen des Westens, aber eine zentrale *Romanitas* gehörte der Vergangenheit an.

Das Verschwinden der zentralen Strukturen des Reichs wurde nicht überall genau zur gleichen Zeit spürbar. Das eine Extrem bestand im Verschwinden der zentralen *Romanitas*, die nie wiederkehrte. So geschah es in den britannischen Provinzen bereits um 410, auch wenn dort ein gewisses Maß an *Romanitas* noch etwa eine Generation lang bis nach 440 überlebte. Die nordafrikanischen Provinzen Proconsularis, Byzacena und Numidien fielen ebenfalls aus dem System heraus, als die Vandalen 439 Karthago eroberten. Im römischen Westen kam das Ende jedoch für die meisten ziemlich schnell. Als Kaiser Anthemius 467 aus Konstantinopel eintraf, waren Italien, ein Großteil Galliens, ein beträchtlicher Teil Hispaniens sowie Dalmatia und Noricum immer noch dem italischen Zentrum zu Loyalität verpflichtet. Einige Gebiete achteten Italien mehr als andere, aber Anthemius wurde in einem ziemlich großen Teil des alten Westreichs ernst genommen, so wie es auch 100 Jahre zuvor zur Zeit Valentinians I. gewesen war. Acht Jahre später waren die Bande gelöst, und das Westreich zerfiel in eine Konstellation unabhängiger Staaten. Zwar will ich nicht das alte Spiel treiben, einem einzelnen Datum singuläre Bedeutung zuzuschreiben, doch ist es wichtig, die außerordentlich schnelle Abfolge von Ereignissen zu erkennen, die das Reich in nicht einmal einem Jahrzehnt vom Irgendwo ins Nirgendwo trieben. Es gab also doch einen historisch bedeutsamen Prozeß, der in der Absetzung des letzten römischen Kaisers im Westen im September 476 seinen Höhepunkt fand.

Mehr noch, die zentrale These dieses Buches lautet: Es gibt im Prozeß der Desintegration des Reiches im Westen einen logischen Zusammenhang zwischen dem endgültigen Zusammenbruch und früheren Gebietsverlusten. Dieser Zusammenhang ergibt sich aus der Überschneidung von drei Argumentationssträngen.

Erstens waren die Angriffe von 376 und 405 bis 408 keine Zufallereignisse, sondern zwei Krisenmomente, die aus ein und derselben strategischen Revolution hervorgingen: dem Aufstieg der Hunnenmacht in Zentral- und Osteuropa. Es ist vollkommen unstrittig, daß das Auftauchen der Terwingen und Greutungen an den Ufern der Donau im Sommer 376 von den Hunnen ausgelöst wurde. Daß diese auch für eine zweite Welle von Invasionen verantwortlich waren, zu der es eine Generation später kam – Radagaisus' Angriff auf Italien 405/06, die Rheinüberquerung der Vandalen, Alanen und Sueben Ende 406 und wenig später der Vorstoß der Burgunder nach Westen –, ist manchmal

behauptet worden, aber nie auf einhellige Zustimmung gestoßen. Ein umfassenderes Bild des Eindringens der Hunnenmacht nach Europa, wie in Kapitel 5 gezeichnet, liefert gute Gründe dafür. 376 drangen die Hunnen nicht, wie oft angenommen, in großer Zahl weit nach Westen bis zur Donaugrenze vor. Im nächsten Jahrzehnt waren es Goten – und nicht Hunnen –, die immer noch die größten Widersacher Roms waren; und selbst im Jahr 395 befanden sich die meisten Hunnen immer noch viel näher am Kaukasus.³ Spätestens jedoch um 420, vielleicht ein paar Jahre früher, hatten sie sich in großer Zahl im Herzen Mitteleuropas niedergelassen, im Großen Ungarischen Tiefland. Keine schriftliche Quelle spricht explizit aus, daß die Hunnen diesen Schritt in den Jahren 405 bis 408 taten und damit die zweite Invasionenswelle auslösten. Aber aus der Tatsache, daß sie sich im Jahr 395 immer noch in der Nähe des Kaukasus befanden und sich bis 420 auf irgendeine Weise um 1500 Kilometer nach Westen bewegt haben müssen, folgt mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit, daß eine zweite Etappe der Verlagerung der Hunnen die »Schuld« für die Krise von 405 bis 408 darstellt. Das Anwachsen der Hunnenmacht liefert daher eine Erklärung für 35 Jahre regelmäßig wiederkehrender Invasionen entlang der europäischen Grenzen Roms.

Zweitens trennen zwar etwa 65 Jahre die Entthronung des Romulus Augustulus von der letzten dieser Invasionen, beide Phänomene hängen jedoch ursächlich miteinander zusammen. Die verschiedenen Krisen, mit denen sich das Westreich in den Jahren dazwischen konfrontiert sah, waren nichts anderes als die langsame Herausarbeitung der politischen Konsequenzen der vorangegangenen Invasionen. Die Schäden, die die weströmischen Provinzen durch lange sich hinziehende Kriegführung mit den Invasoren erlitten, führten gemeinsam mit den ständigen Gebietsverlusten zu massiven Rückgängen der Steuereinnahmen für den Zentralstaat. Die Westgoten richteten zum Beispiel in der Gegend um Rom in den Jahren 408 und 410 so schwere Schäden an, daß diese Provinzen noch zehn Jahre später nur ein Siebtel ihrer normalen Steuern an die Staatskasse abliefern. Nach 406 zogen auch die Vandalen, Alanen und Sueben fünf Jahre lang eine Schneise der Zerstörung durch Gallien, bevor sie den größten Teil Hispaniens der Herrschaft des Zentrums für fast zwei weitere Jahrzehnte entrissen. Es kam noch schlimmer: Die Vandalen und Alanen verlagerten den Schwerpunkt ihrer Operationen nach Nordafrika. 439 bemächtigten sie sich der reichsten Provinzen Westroms. Jeder vorübergehende wie auch jeder permanente Gebietsverlust minderte die Steuereinnahmen des Reichs, das Herzblut des Staates, und verringerte die

Fähigkeit des Westreichs, seine Streitkräfte zu unterhalten. Aus der *Notitia Dignitatum* erfahren wir, daß Flavius Constantius bereits 420 die Verluste des Feldheeres im Rahmen der schweren Kämpfe der letzten 15 Jahre dadurch ausglich, daß er Garnisonstruppen höher einstuftete, aber keine Neurekrutierungen vornahm. Der Verlust von Steuereinnahmen aus Nordafrika führte Aëtius' Regierung noch tiefer in die Krise. Das führte zu einer Reihe von Panikmaßnahmen, mit denen das Westheer und das Imperium über Wasser gehalten werden sollten.⁴

Während der römische Staat an Macht verlor, was nicht unbemerkt blieb, sahen sich die Grundbesitzereliten in den römischen Provinzen zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten einer unangenehmen neuen Realität gegenüber. Die schwindende Vitalität des Staates gefährdete alles, was sie zu dem machte, was sie waren. Da sie sich durch den Boden definierten, auf dem sie standen, mußten selbst die Begriffsstützigsten oder die Treuesten schließlich erkennen, daß ihren Interessen am besten durch Anpassung an die neuen herrschenden Mächte vor Ort gedient war. Angesichts der Tatsache, daß das Reich seit mehr als 450 Jahren existierte und der Osten weiterhin den Westen stützte, benötigten diese Erosionsprozesse verständlicherweise viel Zeit. Viele in den alten Kernländern des Imperiums, etwa die Gallier, die Athaulf nach 410 unterstützt hatten, oder Sidonius in den Jahren zwischen 450 und 460, einigten sich schnell mit den Goten oder Burgundern als autonomen Elementen in einem römischen Zentralstaat, der sich immer noch militärischer Macht und politischen Einflusses erfreute. Es sollten jedoch zwei oder drei Generationen vergehen, bis alle akzeptierten, daß dies nur ein vorübergehender Zustand war und daß die Entwicklung Westroms ganz unausweichlich bei vollkommen unabhängigen Reichen der Goten und der Burgunder enden mußte.

Der dritte Argumentationsstrang betrifft die paradoxe Rolle, die die Hunnen bei diesen revolutionären Ereignissen nach 440 spielten, zu der Zeit, da Attilas Hunnenheere vom Eisernen Tor an der Donau in Richtung Konstantinopel, Paris und Rom durch Europa fegten. Diese Heldentaten verschafften Attila unsterblichen Ruhm, aber sein glanzvolles Jahrzehnt war nicht mehr als ein Nebenschauplatz des dramatischen Zusammenbruchs im Westen. Von weit größerer Bedeutung war der indirekte Einfluß der Hunnen auf das Römische Reich in den vorangegangenen Generationen, als die von ihnen ausgelöste Unsicherheit in Mittel- und Osteuropa verschiedene Barbarenvölker über die römische Grenze zwang. Während Attila den Heeren des Reichs gewaltige Einzelniederlagen beibrachte, drohte er nie einen großen Teil von Steuer-

zahlern dem westlichen Reich zu entfremden. Doch genau das bewirkten die Gruppen, die bei den Krisen von 376 bis 378 und 405 bis 408 über die Grenze geflohen waren. In der Generation vor Attila hatten die Hunnen das Westreich sogar gestützt, indem sie nach 410 weitere Einwanderung in weströmische Gebiete einschränkten und vor allem Aëtius halfen, die größten Expansionsexzesse der germanischen Gruppen, die die Grenze bereits überschritten hatten, einzudämmen. Der zweitgrößte Beitrag der Hunnen zum Zusammenbruch des Imperiums bestand in ihrem plötzlichen Verschwinden nach Attilas Tod 453. Das brach dem Westreich endgültig das Rückgrat. Der militärischen Unterstützung durch die Hunnen beraubt, blieb ihm nichts anderes übrig, als Regierungen zu bilden, die zumindest einige der zugewanderten Mächte integrierten. Damit begann ein Kampf, der die letzten verfügbaren Vermögenswerte des Westens bei den vergeblichen Bemühungen verzehrte, genügend mächtige Unterstützer für eine Stabilisierung zu mobilisieren. In den späten 460er Jahren konnten die Ehrgeizigeren unter den Führern dieser außenstehenden Gruppen, vor allem Eurich, der König der Westgoten, erkennen, daß die vorgebliche Zentralmacht im Westen nun zu wenig Kontrolle ausübte, um ihn daran zu hindern, ein unabhängiges Königreich zu errichten. Diese Erkenntnis führte zur schnellen Auflösung der letzten Reste des Reichs zwischen 468 und 476.

Bei all dem spielten bewaffnete Außenstehende, die auf römischem Territorium Krieg führten, die Hauptrolle. Stufenweise erzwangen sich die verschiedenen Gruppen zuerst den Weg über die Grenze, dann verschafften sie sich Verträge; am Ende schließlich entwandten sie so viel Territorium der Herrschaft des Reichs, daß dessen Staatseinkünfte versiegteten. Einigen der ersten Goten von 376 wurde der Donauübergang durch eine Vereinbarung mit Kaiser Valens gestattet, dies jedoch nur, weil sein Heer bereits in Kämpfe an der persischen Grenze verwickelt war. Ansonsten verlief kein Schritt dieses Prozesses ohne Gewalt, selbst wenn dann irgendeine Art von diplomatischer Vereinbarung folgte. Aber diese Vereinbarungen waren nicht mehr als eine Anerkennung der letzten durch Krieg gemachten Gewinne; es handelte sich hier nicht um die Art von Diplomatie, die die Dinge voranbringt. Ich sehe das ganz anders als jener Autor, der über die Ereignisse des 5. Jahrhunderts die folgende Meinung vertrat: »Was wir den Untergang Roms nennen, war ein phantasievolles Experiment, das ein wenig aus dem Gleis geriet.«⁵ Wie mir scheint, kann man nur dann so argumentieren, wenn man sich die Hände nicht mit Ereignisgeschichte schmutzig macht. Jeder Versuch, die Ereignisse des 5. Jahrhunderts

zu rekonstruieren, führt zu der Erkenntnis, wie gewaltträchtig dieser Prozeß war. Meiner Ansicht nach kann man unmöglich die Tatsache ignorieren, daß das Westreich auseinanderbrach, weil zu viele Gruppen von außen sich auf seinem Staatsgebiet niederließen und ihren Besitz durch Krieg erweiterten.

Der Prozeß, der das Westreich zu Fall brachte, unterschied sich beispielsweise sehr von dem, der den Niedergang des nächsten großen europäischen Reiches, des Karolingerreiches, im späten 9. Jahrhundert bewirkte. Hier kontrollierte das Zentrum des Imperiums, selbst nach den großen Eroberungen Karls des Großen (768–813), zu wenige Ressourcen, um mehr als zwei oder drei Generationen durchzustehen. Vor allem schuf es nie die umverteilenden Besteuerungsverfahren, die das Bestehen des Römischen Reichs fünf Jahrhunderte lang garantiert hatten. So führte die Notwendigkeit, sich örtliche politische Unterstützung zu erkaufen, die das Karolingerreich mit seinem römischen Vorgänger teilte, bald in den Bankrott. Es war kaum ein Jahrhundert seit seiner Schaffung vergangen, da entwickelten sich seine lokalen Eliten zügig in Richtung Autonomie, zum Teil setzten sie sich sogar ohne jegliche Gewalt durch. In dieser Hinsicht erinnert der Zusammenbruch des Karolingerreiches ein wenig an die endgültige Auflösung des Westreichs nach dem Scheitern der Vandalenexpedition von 468. Insgesamt verlief der Prozeß jedoch sehr anders, da es kein massenhaftes Eindringen von Außenstehenden gab. Die neuen Herrscher in den Nachfolgestaaten der Karolinger entstammten meist dem einheimischen Adel, waren also nicht die Führer eindringender militärischer Mächte. Im Kern ist der Bankrott des Karolingerstaats darauf zurückzuführen, daß er einfach über zu wenige Ressourcen verfügte, und nicht darauf, daß wie im Fall des Westreichs Eindringlinge die jahrhundertalte Besteuerungsgrundlage entzogen.⁶

Lokale Romanitas

Während die zentrale *Romanitas* zerstört wurde, entwickelte sich die *Romanitas* in den Provinzen auf unterschiedlichste Weise. Wie bereits beschrieben, ereignete sich der ungünstigste Fall – aus römischer Perspektive – im Norden, auf den Britischen Inseln. Hier ist keine Art von zusammenhängender Erzählung möglich, aber als die Geschichte um das Jahr 600 n. Chr. wieder einsetzt,⁷ war die lateinischsprachige, christliche, romanisierte Grundbesitzerklasse verschwunden, die um das Jahr 400 im zentralen und südlichen Britannien immer

noch dominiert hatte. Damit waren auch die für ihren Lebensstil typischen Villen verschwunden, und die wirtschaftliche Produktion hatte an Umfang und Qualität abgenommen. Die Bevölkerung war beträchtlich geschrumpft. Münzen spielten beim Handelsverkehr keine Rolle mehr. Städte funktionierten nicht mehr als Siedlungen höheren Niveaus, und die meisten Güter wurden zu Hause und nicht kommerziell hergestellt. So wurden etwa spätrömische Töpferwaren in Britannien von Töpfern hergestellt, die ihre in Städten wie Oxford und Ipswich hergestellten Waren in einem Umkreis von etwa 40 Kilometern vertrieben. Kurz nach 400 wurden Keramikwaren nur noch für den unmittelbaren Gebrauch gefertigt. Die alten Provinzen des Imperiums in Britannien wurden in kleine Königreiche aufgeteilt – und davon gab es zunächst 20 oder mehr –, deren Grenzen nichts mit der politischen Geographie des römischen Britannien zu tun hatten. Wie es dazu kam, ist immer noch umstritten. Im Viktorianischen Zeitalter stellte man sich vor, angelsächsische Eindringlinge hätten die gesamte keltische, romanische britannische Bevölkerung westwärts nach Wales und Cornwall und über das Meer in die Bretagne vertrieben. Jüngere Darstellungen entwickeln die Vorstellung, daß sich eine große Anzahl einheimischer Britannier auf die gleiche Art zu Angelsachsen wandelte, wie zuvor aus Britanniern Römer geworden waren. Welche Ansicht man hier auch vertreten mag, typisch römische Sitten und Lebensstile verschwanden schnell aus dem südlichen Britannien, nachdem seine Bande zum Rest der römischen Welt gekappt waren.⁸

Die Umwälzungen in Britannien entsprachen jedoch nicht dem typischen Verlauf. Sieht man von Teilen des nordöstlichen Galliens ab, wo das archäologische Bild demjenigen des südlichen Britanniens ähnelt, verschwanden die üblichen Formen des Provinzlebens weder so schnell noch so vollständig. In Gallien südlich der Loire erreichten die römischen Grundbesitzer, welche anfänglichen Bedenken sie auch gehabt haben mochten, eine Vielzahl von Übereinkommen mit ihren neuen Herrschern. Wie in Kapitel 9 beschrieben, hatte dies allerdings seinen Preis. Abhängig von verschiedenen Faktoren und nicht zuletzt davon, in welchem Umfang in den neuen Reichen Vermögenswerte zur Verfügung standen, mußten sie einen mehr oder weniger großen Teil ihres Landes abtreten. Das kleine Königreich Burgund scheint mehr große Enteignungen durchgeführt zu haben als sein wohlhabenderes westgotisches Pendant, es konnte die bittere Pille allerdings mit Steuerermäßigungen versüßen. Aber die römischen Landbesitzer hatten den neuen barbarischen Herrschern viel zu bieten, und so waren diese weitgehend bereit,

an der ungleichen Verteilung von Eigentum festzuhalten, aus der der Großgrundbesitz in erster Linie hervorgegangen war. Südlich der Loire gab es folglich bemerkenswert wenig soziale Erschütterungen. Für Sidonius und seine Freunde kamen schwierige Zeiten, aber sie konnten genug von ihrem Eigentum behalten, um ihre soziale Stellung zu wahren. Auch auf der Iberischen Halbinsel und in Italien überstanden die römischen Grundbesitzerschichten im allgemeinen den ersten Schock, den das Ende des Reichs auslöste. Im vandalischen Afrika folgten zwar auf die Eroberung Karthagos durch Geiserich erhebliche Konfiszierungen von Grund und Boden in der Proconsularis, doch in den beiden anderen eroberten Provinzen – Byzacena und Numidia – ließ man die Grundbesitzer in Ruhe, und wie in anderen Territorien, die dem Vandalenreich hinzugefügt wurden, gab es keine Beschlagnahmungen.

Vierorts also hielt sich die lokale *Romanitas* recht erfolgreich. Katholisches Christentum, ein *Laiantum*, das des Lateinischen sowie des Lesens und Schreibens kundig war, Villen, Städte sowie komplexere Formen der wirtschaftlichen Produktion und des Austauschs, all dies bestand – außer in Britannien – mit den landbesitzenden Schichten als Trägern in einem bestimmten Ausmaß fort. Infolgedessen koexistierte im alten römischen Westen die Zerstörung der Formen und Strukturen des Staates mit einem Fortbestand des römischen Provinzlebens.⁹

Doch auch beim südgallischen Modell blieb die lokale Lebensweise der nachrömischen Welt nicht einfach »römisch«. Die vollständige Geschichte dessen, was in diesen Provinzen nach dem Untergang Roms geschah, bietet genug Stoff für ein eigenes Buch, aber um den Untergang des westlichen Imperiums ganz zu verstehen, muß man einen wesentlichen Punkt beachten. Eine der vielen Thesen zum Ende des Imperiums hat sich darauf konzentriert, welche Bedeutung den politischen Veränderungen im Laufe des 5. Jahrhunderts zuzuschreiben ist. War das Ende des Römischen Reiches ein Schlüsselereignis in der Geschichte des westlichen Eurasiens oder bloß eine Bewegung an der Oberfläche, der eine viel geringere Bedeutung zukam als tieferegreifenden Entwicklungen – wie dem Aufstieg des Christentums –, die sich im wesentlichen unbeeinflusst von dem Prozeß des Zusammenbruchs des Reichs vollzogen? Die traditionelle Geschichtsschreibung zweifelte nicht daran, daß das Jahr 476 zumindest in Westeuropa die Scheide zwischen antiker und mittelalterlicher Geschichte bildete. In jüngerer Zeit ist die wertgeladene Gewißheit, daß das Ende des Römischen Reichs den Beginn eines steilen Niedergangs auslöste, nuancierteren Ansichten gewichen, die der historischen

Realität näherkommen. Wie wir gesehen haben, gab es keinen plötzlichen totalen Umbruch, und dies führte zu einer Betonung von Kontinuität und zu der Ansicht, die historischen Vorgänge in der spät- und der nachrömischen Periode ließen sich am besten als eine organische Entwicklung verstehen und nicht als radikale Umwälzung.¹⁰

Ich zweifle nicht daran, daß diese neue historiographische Schwerpunktsetzung eine vollkommen notwendige Reaktion auf überkommene historische Orthodoxien ist, und mir liegt die Vorstellung fern (die selbstverständlich von den Römern selbst stammt), daß das Römische Reich eine überlegene Gesellschaftsordnung darstellte, nach dessen Ableben es nur noch abwärts gehen konnte. Aber meiner Meinung nach ist es auch falsch, eine minimalistische Sicht der historischen Bedeutung des Verschwindens des Weströmischen Reichs zu übernehmen. Es war sicher ein wackeliges Gebäude. Das konnte auch kaum anders sein, wenn man bedenkt, daß ein so großes Gebiet nur mit Hilfe primitiver Kommunikations- und Verwaltungstechniken regiert wurde. Korruption war allgegenwärtig, die Durchsetzung des Rechts erfolgte nur sporadisch, und viel Macht verblieb bei den Kommunen. Doch weil es sich um einen seit langem bestehenden Einparteiensstaat handelte, gelang es ihm an einigen Stellen, tiefgreifend die Regeln zu verändern, nach denen das örtliche Leben geführt wurde. Dies zeigt sich vor allem an den verschiedenen Entwicklungen, die das – leicht irreführende – Etikett »Romanisierung« mit sich führen. Um an den Wohltaten des Reichs teilzuhaben, mußten Angehörige der Provinzeliten die römische Staatsbürgerschaft erwerben. Dies war am einfachsten zu erreichen, indem man eine eigene Stadt mit latinischen Rechten gründete und dort ein hohes Amt übernahm. Dem Ansturm auf diese Art von Verstärkung folgte daher die Durchsetzung römischer Vorherrschaft. Erforderlich war es weiterhin, ein »anständiges Latein« zu sprechen, so daß sich die lateinische Spracherziehung ausbreitete, auch mußte man zeigen, daß man mit den Werten der klassischen Zivilisation vertraut war. Öffentliche Gebäude, in denen ein zivilisiertes Leben dieser Art und der Umgang mit seinesgleichen möglich war (Versammlungsgebäude, Bäder und so weiter), und der Landhausstil der klassischen Wohnarchitektur waren die Verkörperung dieser römischen Vision. Gleichzeitig ging die *pax romana* mit einer massiven Friedensprämie einher, indem sie regionale Zusammenhänge schuf, aus denen viele neue wirtschaftliche Chancen hervorgingen.

Das meiste von dem, was man als »Romanisierung« bezeichnet hat, war keine staatlich gelenkte Aktivität, die von oben ausging. Es war vielmehr das

Ergebnis individueller Reaktionen unterworfenen Eliten auf das brutale Faktum des Imperiums, wenn diese ihre Gesellschaften den neuen Bedingungen anpaßten, die ihnen die Römerherrschaft auferlegte. Doch ein wesentlicher Aspekt trat hinzu: Während die regionalen Eliten ihren Lebensstil veränderten, um an dem teilzuhaben, was der Staat zu bieten hatte, wurden sie von den Heeren des Reichs geschützt. Lokale *Romanitas* war also von der Existenz des Reichs nicht zu trennen.

Die symbolische Natur dieser Beziehung liegt auf der Hand. Der Kapitalabfluß aus den Provinzen lag im 3. Jahrhundert auf viel höherem Niveau als zuvor, da sich das Römische Reich zu drastischen Steuererhöhungen gezwungen sah, und die Hauptlast, die sich aus dieser Notwendigkeit ergab, lag bei den alten städtischen Ratsversammlungen. Vor allem in diesen Gremien hatten sich die alten Formen politischen Lebens der römischen Städte erschöpft. Man gab Geld aus, um ein Amt zu erhalten, das zu den Freunden und dem Einfluß auf die Leute verhalf, die zu gegebener Zeit dafür sorgen würden, daß man in höchste Stellungen aufrückte und die örtlichen Finanzen kontrollierte. Auf einen Schlag machte die Konfiszierung dieser Staatseinkünfte diese Bemühungen obsolet, und die Provinzeliten begriffen dies bald. So kam es, daß Mitte des 3. Jahrhunderts mit einem Mal die Inschriften verschwanden, die von den großzügigen Gaben kündeten, durch die viele Leute sich zuvor ihr Vorankommen gesichert hatten. Im 4. Jahrhundert waren kommunalpolitische Karrieren zugunsten der Reichsbükratie aufgegeben worden, denn hier waren nun die Schlüsselstellungen angesiedelt, die zu lokaler Vorherrschaft führten. Als die Zentralmacht ihre Verfahrensweise änderte, mußte sich die lokale *Romanitas* entsprechend wandeln – und dies häufig, vor allem langfristig, auf eine Weise, die man nicht vorausgesehen hatte.

Ein zu großer Teil des Provinzlebens hing von der politischen und kulturellen Ordnung des Staats ab, als daß deren Dahinscheiden hätte unmerklich bleiben können. Dies ist beispielsweise auf dem Gebiet der Bildung zu beobachten. Die literarische Erziehung, wie sie für die spätrömischen Eliten typisch war – lateinisch im Westen, griechisch im Osten –, war nicht billig zu haben. Es brauchte mindestens ein halbes Jahrzehnt intensiven Unterrichts bei einem Grammatiker, und nur die Grundbesitzerschicht konnte es sich leisten, so viel in die Erziehung ihrer Kinder zu investieren. Sie taten dies, weil klassisch lateinische (oder griechische) Sprechfertigkeiten einen Menschen unverzüglich als »zivilisiert« heraus hoben. Das war auch Voraussetzung für die meisten Formen von Karriere. Die große Mehrheit der neuen Verwal-

tungsbükraten des Staats kam aus den alten Schichten der städtischen Ratsversammlungen oder Kurien, aus Kreisen also, in denen die klassische Erziehung weiterhin obligat war.¹¹

Im nachrömischen Westen begannen sich jedoch die Bildungsmuster der Eliten zu verändern. Als den besten Weg nach oben betrachtete man unter den neuen Bedingungen in den meisten weltlichen Eliten, seinem König militärisch zu dienen und nicht, sich um eine bürokratische Karriere zu bemühen; dies galt selbst für jene Gebiete, in denen es nach 476 noch römische Landeigentümer gab – ein südgalisches Modell setzte sich durch. Das hatte zur Folge, daß eine kostspielige literarische Erziehung nicht mehr notwendig war. Die Nachkommen der römischen wie der Einwanderereliten hielten die alten Traditionen zwar weiter hoch. In die Annalen der Kulturgeschichte ging um seiner lateinischen Poesie willen der verschrobene fränkische oder westgotische König ein. Als ein »wirklicher« lateinischer Poet mit Namen Venantius Fortunatus aus Italien kommend an einem Hof auftauchte, entzückte er die anwesenden Granden römischer wie fränkischer Abstammung zugleich. Dieser Mensch hatte eine Karriere darauf gegründet, für seinen Lebensunterhalt zu singen; sein Paradedstück waren elegante Verse zum Lobpreis des Desserts. Aber davon abgesehen kümmerte sich keiner der Höherstehenden, welcher Herkunft er auch sein mochte, mehr um eine umfassende lateinische Bildung. Sie brachten ihren Kindern das Lesen und Schreiben bei, aber ihre Ziele waren begrenzter. Das führte dazu, daß im Jahr 600 nur noch Geistliche schreiben konnten, während die Eliten dazu neigten, damit zufrieden zu sein, daß sie gerade einmal lesen konnten, vor allem die Bibel; das Schreiben sahen sie nicht mehr als wesentlichen Teil ihrer Identität an. Es war der römische Staat, der, erneut nicht sehr bewußt, den Kontext geschaffen und aufrechterhalten hatte, in dem weitverbreitete säkulare literarische Bildung eine wesentliche Komponente des Elitären war, und mit dem Untergang dieses Staats tauchten neue Bildungsmuster auf.¹²

Etwas Ähnliches läßt sich über das Christentum sagen. Die Christianisierung, die zuerst im Mittelmeerraum erfolgte, dann im 10. Jahrhundert in den ausgedehnten Gebieten Mittel-, Ost- und Nordeuropas, wird manchmal als ein Wandel betrachtet, der vom Zusammenbruch Roms überhaupt nicht betroffen war. Dieser Auffassung liegt ein wahrer Kern zugrunde, sie kann aber auch in die Irre führen. Die christliche Religion hat sich stets – und gewiß institutionell – im Rahmen zeitgenössischer Kontexte entwickelt. Wie in Kapitel 3 beschrieben, war die Romanisierung des Christentums ein ebenso wichtiger

historischer Vorgang wie die Christianisierung des Imperiums. Dank Kaiser Konstantin und seinen Nachfolgern gelang es auf vom Imperium finanzierten Zusammenkünften christlicher Führungspersönlichkeiten vom frühen 4. Jahrhundert an, die meisten Lehren der Religion festzulegen. Die Kirche entwickelte auch eine ganz besondere Hierarchie von Bischöfen, Erzbischöfen und Patriarchen, deren geographische Lage weitgehend der Struktur des Imperiums mit lokalen und regionalen Hauptstädten entsprach. Auch wichen die christlichen römischen Kaiser kein Jota ab von dem Anspruch ihrer heidnischen Vorgänger, sie seien von der Gottheit erwählt – sie bezogen dies nun einfach auf den Christengott. Daher nahmen sie auf jeder Ebene das Recht für sich in Anspruch, in das Wirken der Kirche einzugreifen. Dementsprechend handelten sie auch, sie beriefen Konzile ein, machten Gesetze und schalteten sich bei der Besetzung höherer Stellen ein.

Das Christentum, wie es sich in den Strukturen des Imperiums entwickelte, unterschied sich also sehr von dem, was es vor Konstantins Bekehrung gewesen war, und das Verschwinden des römischen Staats veränderte es ein weiteres Mal zutiefst. Zum einen respektierten die Grenzen der neuen Königreiche nicht immer die spätrömischen Verwaltungshierarchien. So befanden sich Bischöfe manchmal in dem einen Königreich, ihre Erzbischöfe aber in einem anderen. Aufeinanderfolgende Erzbischöfe von Arles, das zum westgotischen Königreich gehörte, deren Kontrollgewalt als Metropolit sich aber bis in burgundisches Gebiet hinein erstreckte, gerieten mit ihren Königen in Konflikt, die ihnen wegen ihrer Kontakte über die Grenzen hinweg mißtrauten und sie deshalb schließlich ihres Postens enthoben. Es gab aber auch einen geistigen Wandel. In der römischen Welt beteiligten sich führende Laien – die ebenso gut, wenn nicht besser als die Geistlichen gebildet waren – häufig an Auseinandersetzungen über religiöse Fragen. Aber mit dem Verschwinden einer weitverbreiteten literarischen Bildung waren Laien nicht mehr in der Lage, hier mitzuhalten, und die geistige Welt der frühmittelalterlichen christlichen Kirche war bald durch und durch vom Klerus geprägt. Dazu wäre es nicht gekommen, wenn die Bildung der Laien nicht weit hinter die der Kleriker zurückgefallen wäre. Eine ebenso wichtige Entwicklung war, daß die nachrömischen Könige von ihren Vorgängern den Anspruch auf Autorität in religiösen Fragen erbten und es übernahmen, Bischöfe zu ernennen und Konzile einzuberufen. All dies führte dazu, daß das Christentum zu dieser Zeit in »christlichen Mikrokosmen« (Peter Brown) operierte. Es gab nicht die eine Einheitskirche, sondern die Grenzen der nachrömischen Königreiche

bestimmten über arbeitsfähige regionale Untergruppen, und diese Kirchengemeinschaften innerhalb der verschiedenen Königreiche hatten relativ wenig miteinander zu tun.¹³

Vor allem ist der Aufstieg des mittelalterlichen Papsttums als höchste Autorität für das gesamte westliche Königreich nicht vorstellbar ohne den Zusammenbruch des Römischen Reichs. Im Mittelalter übernahmen schließlich die Päpste viele Rollen innerhalb der Kirche, die christlich-römische Kaiser sich selbst zugeschrieben hatten: Sie erließen Gesetze, beriefen Konzile ein, führten wichtige Berufungen durch oder beeinflussten sie. Hätte es im Westen Herrscher mit dem Anspruch der römischen Kaiser immer noch gegeben, dann wäre unvorstellbar, daß die Päpste sich eine derart unabhängige Position hätten erobern können. Im Osten, wo immer noch Kaiser herrschten, schien es den Patriarchen von Konstantinopel, deren rechtliche und administrative Stellung nach dem Muster des römischen Papsttums gestaltet war, unmöglich, anders als einfache kaiserliche Jäger zu handeln. Von den Kaisern ernannt, handelte es sich meist um ehemalige Reichsbeamte, die für kaiserliche Befehle höchst empfänglich waren.¹⁴

Die Faktoren des Zusammenbruchs

Wenn ich meine eigene Sicht der Gründe des Zusammenbruchs des Weströmischen Reichs darlege, so finde ich mich in krassem Gegensatz zu einer der ältesten historiographischen Traditionen – zumindest der englischsprachigen Literatur. Bekanntlich betonte Edward Gibbon die internen Faktoren:

Der Niedergang Roms aber war die natürliche und unausweichliche Folge seiner übermäßigen Größe. Der Reichtum förderte den unumgänglichen Verfall, die Ursachen der Zerstörung vermehrten sich mit den ausgreifenden Eroberungen, und sobald die Zeit oder der Zufall die kunstvollen Stützen beseitigt hatte, brach der gewaltige Bau unter dem Druck seiner eigenen Last zusammen.

Gibbons Analyse setzt dort ein, wo der griechische Autor Polybios aufgehört hatte. Wie den meisten Historikern der Antike galten Polybios persönliche Tugenden und Laster als die zentrale treibende Kraft im Kausalzusammenhang der Geschichte. Die Römische Republik erhob sich zur Größe, weil ihre Führer Selbstdisziplin bewiesen, so die These, und das Glück verließ, ihre

Nachfolger aufgrund der Exzesse, die aus dem Erfolg resultierten. Polybios schrieb über das 2. Jahrhundert v. Chr., eine Zeit, in der das Reich seine größte Ausdehnung noch lange nicht erreicht hatte, geschweige denn Territorien bereits wieder verlor. Gibbon griff diese allgemeine Argumentationslinie auf und erblickte im Christentum einen Faktor, der massiv zu dieser Leidensgeschichte beitrug. In seinen Augen säte die neue Religion durch den Streit über die Glaubensinhalte innere Zwietracht im Imperium, entzog der Gesellschaft Führungspersönlichkeiten, indem sie diese ermunterte, in ein Kloster einzutreten, und unterminierte die römische Kriegsmaschinerie, da sie zu einer Politik nach dem Grundsatz aufrief, dem Gegner »die andere Wange hinzuhalten«.¹⁵

Es mag sich einiges anführen lassen, daß diese Betrachtungsweise zu stützen geeignet ist, aber es gibt ein Gegenargument, das sie zu einer bloßen Fußnote in der Debatte macht. Jede Darstellung des Zerfalls des Weströmischen Reichs im 5. Jahrhundert muß unbedingt berücksichtigen, daß das Ostreich nicht nur überlebte, sondern im 6. Jahrhundert sogar eine Blütezeit erlebte. All die Übel, die dem westlichen System zugeschrieben wurden, waren ebenso Bestandteil des östlichen. Wenn hier überhaupt ein Unterschied bestand, dann der, daß das Oströmische Reich noch christlicher und den Glaubensdebatten gegenüber noch aufgeschlossener war. Es hatte dasselbe Wirtschaftssystem und ging auf die gleiche Art des Regierens damit um. Dennoch überlebte Ostrom, während der Westen unterging. Schon das widerlegt die These, daß es einen dem System des Spätreichs innewohnenden Fehler gegeben habe, so daß es unter seiner eigenen Last zusammenbrechen mußte. Und wenn man sich nach Unterschieden zwischen West und Ost umzuschauen beginnt, die deren unterschiedliches historisches Schicksal erklären könnten, dann wird man zuerst an die zufälligen Gegebenheiten der Geographie denken. Die reichsten Provinzen des Ostens, die sich in einem Bogen von Kleinasien nach Ägypten erstreckten, wurden von Konstantinopel gut gegen Invasoren aus dem Norden und Osten geschützt, während das Westreich den größten Teil der Rhein- und der Donaugrenze schützen mußte – wir haben gesehen, welche Risiken das bedeutete.

Diese beiden Argumente wurden bereits in der Vergangenheit von zwei Autoren, N. H. Baynes und A. H. M. Jones, hervorgehoben;¹⁶ aber seit Jones – vor 40 Jahren – seine Werke schrieb, ist es, so möchte ich behaupten, in jeder Darstellung des Zusammenbruchs Westroms viel wichtiger geworden, das Augenmerk auf die Zuwanderung von Barbaren zu richten. Das ist

aus zwei Gründen der Fall. Der einzige Faktor, von dem Jones annahm, er habe im Hinblick auf die unterschiedlichen Schicksale von West und Ost eine reale Rolle gespielt, war ihr relativer Reichtum. In seiner Sicht strangulierte die übermäßige Besteuerung die spätrömische Wirtschaft. Der Teil des Jahresprodukts, den die Bauern behalten durften, war zu gering, sich selbst und ihre Familien zu ernähren, so daß Bevölkerungszahl und Ertrag sich in ständigem, wenn auch unauffälligem Niedergang befanden. Dies, so glaubte Jones, sei vor allem im Westen der Fall gewesen.¹⁷ Seine Sicht der spätrömischen Wirtschaft stützte sich jedoch ausschließlich auf schriftliche Quellen, vor allem auf Gesetzestexte. Als er seine Werke verfaßte, veröffentlichte der französische Archäologe Georges Tchalenko die Darstellung seines revolutionären Funds einiger wohlhabender spätrömischer Dörfer im Kalksteingebirge hinter Antiochia (siehe Seite 140f.); und seit der Zeit, in der Jones schrieb, haben Untersuchungen ländlicher Räume, wie in Kapitel 3 beschrieben, unsere Ansichten über die spätrömische Wirtschaft völlig umgestaltet. Wir wissen heute, daß im 4. Jahrhundert die Steuern sicher nicht so hoch waren, daß sie den Lebensunterhalt der Bauern gefährdeten. Im Westen wie im Osten war das Spätreich eine Epoche, in der die Landwirtschaft blühte, und nichts weist auf einen Bevölkerungsrückgang hin. Gewiß war der Osten wohl reicher, aber vor dem 5. Jahrhundert gab es in der römischen Welt keine große innere Wirtschaftskrise. Ebenso wichtig ist es zu verstehen, daß beide Momente der Krise im Grenzgebiet, die Jahre 376 bis 380 und 405 bis 408, dieselben außerhalb des Reiches liegenden Ursachen hatten, und die detaillierte Rekonstruktion des Ablaufs der aufeinanderfolgender Zusammenbrüche zwischen 405 und 476 unterstreicht die zentrale Rolle, die Eindringlinge von außen in der Geschichte des Zusammenbruchs des Westreichs spielten.

Angesichts dieser Sachlage wird kein ernstzunehmender Historiker annehmen, daß das Westreich nur aufgrund innerer Widersprüche oder ausschließlich einer von außen kommenden Erschütterung wegen zerfiel. Dieses Buch betont vor allem letzteres, denn meiner Ansicht nach ist das Anwachsen der Hunnenmacht in Europa mißverstanden worden und damit auch der enge Zusammenhang zwischen dem Auftauchen der Hunnen und der Absetzung des Kaisers Romulus Augustulus. Wollen wir jedoch die Wechselwirkungen zwischen den Invasionen, deren Ursache das Vordringen der Hunnen war, und dem Wesen des römischen Reichssystems umfassend untersuchen, dann sollten wir zunächst einen weiteren Blick auf die Eindringlinge werfen.

Die Eroberer des späten 4. und des 5. Jahrhunderts kamen in sehr großer Zahl. Da die antiken Quellen nun einmal so sind, wie sie sind, liefert uns all das, was man über ein Jahrhundert hinweg – von 376 bis 476 – geschrieben hat, keine genauen Zahlen über die Größe der Barbarengruppen, die an den Ereignissen beteiligt waren, ganz abgesehen von einer kritischen Würdigung der Gefahr, die sie darstellten. Einige Gelehrte würden behaupten, die Quellen seien so dürftig zu diesem Thema, daß es sinnlos sei, den Versuch zu unternehmen, die Größen der Truppen abzuschätzen. Für diesen Standpunkt spricht manches, aber einige der zuverlässigeren Quellen liefern uns Zahlen, die plausibel zu sein scheinen, was wenigstens eine bestimmte Größenordnung für einige der Zuwanderergruppen nahelegt und gelegentlich auch erlaubt, auf indirekte Weise zu einem Schätzwert zu kommen. Auf diese Hinweise gegründet, sehen meine Schätzungen etwa wie im folgenden aus:

Die Terwingen und Greutungen, die am Nordufer der Donau im Jahr 376 auftauchten, konnten jeweils etwa 10 000 Kämpfer ins Feld führen. Radagaisus' Streitkräfte 405/6 waren möglicherweise umfangreicher als diese Gruppen für sich genommen – es handelte sich wohl um 20 000 Kämpfer. Zusammengezählt stimmen diese Zahlen mit anderen Hinweisen überein, wonach Alarich über mehr als 30 000 Kämpfer verfügte.¹⁸ Die militärische Kapazität der vereinigten Vandalen und Alanen lag zum Zeitpunkt ihrer Überquerung des Mittelmeers von Hispanien nach Africa wohl in der Größenordnung von 15 000 bis 20 000, aber verlustreiche Kämpfe waren vorausgegangen, und die Sueben sind dabei nicht berücksichtigt. Insgesamt mögen also diese Eindringlinge an der Rheingrenze im Jahr 410 wiederum über 30 000 Kämpfer umfaßt haben. Die Anzahl der Burgunder, die 410 am Rhein zusammenkamen, ist noch schwieriger einzuschätzen. Im Vergleich zu den Westgoten Mitte der 450er Jahre konnten sie nur als zweitrangige Macht gelten. Ihre militärische Leistungsfähigkeit muß geringer gewesen sein, sie lag wohl bei über 15 000 Kämpfern, aber das war nach ihrer traumatischen Niederlage im Kampf gegen die Hunnen zwischen 430 und 440.¹⁹ Darüber hinaus wissen wir einfach nicht, wie viele Skiren, Rugier und Heruler mit Odoaker ins römische Heer in Italien eintraten, als das Hunnenreich in den Jahren zwischen 460 und 470 zusammenbrach. Ihre Zahl lag sicher bei 10 000, vielleicht waren es bis zu 10 000. Grob geschätzt betrug die Zahl der wichtigsten Eindringlinge in den Westen also rund 40 000 Goten (die in den zwei Wellen von 376 und 405/6 kamen), 30 000 Invasoren an der Rheingrenze, möglicherweise etwa 15 000 Burgunder und weitere 10 000 Flüchtlinge aus Attilas zusammenbrechendem

Reich. Zu dieser Summe von insgesamt etwa 95 000 Kriegern müssen wir jene hinzuzählen, die zu kleineren Gruppen gehörten, vor allem die Alanen, die Geiserich nicht nach Africa folgten, und die fränkischen Streitkräfte, die ab Mitte der 460er Jahre in der Politik Galliens eine immer wichtigere Rolle spielten. Obwohl die Franken nach 476 bald mächtig genug wurden, um mit den Westgoten um die Vorherrschaft in Gallien zu konkurrieren, waren bei den Ereignissen, die zur Absetzung des Romulus Augustulus führten, wohl nicht mehr als 15 000 Franken beteiligt. Insgesamt berechtigt all dies zu der Annahme, daß etwa 110 000 bis 120 000 Eindringlinge von außen dabei eine Rolle gespielt haben, das Weströmische Reich in die Knie zu zwingen.²⁰

Einerseits läßt die Rekonstruktion der Ereignisse keinen Raum für Zweifel daran, daß es die von den Einwanderern geschaffenen Zentrifugalkräfte waren, die das Weströmische Reich in die neuen Reiche des späten 5. Jahrhunderts aufspalteten. Andererseits brachte jede dieser Gruppen für sich genommen ein paar Dutzend, nicht Hunderte oder Tausende von Kämpfern auf. Auf den ersten Blick ist das keine gewaltige Streitmacht, besonders wenn man sich daran erinnert, daß selbst die vorsichtigsten Schätzungen von einer Größe des römischen Heeres von 300 000 Mann im Jahr 375 ausgehen, manche sogar von der doppelten Zahl. Der Gang der Ereignisse bestätigt dies gewissermaßen. Das Westreich wurde nicht in einem einzigen Augenblick der Eroberung niedergelegt, wie es beispielsweise später mit dem chinesischen Reich unter Einwirkung der Mongolen geschehen sollte. Ursprünglich verfügten die Zuwanderer über gerade genug militärische Kraft, um ihre Enklaven einzurichten. Die weitere Expansion aber, die die unabhängigen Reiche schuf, war ein sich lange hinziehender Prozeß. Es brauchte zwei oder drei Generationen, bis die Macht des römischen Staats vollständig ausgehöhlt war. Dies läßt sich auch so formulieren, daß sogar alle Eindringlinge zusammengenommen im 5. Jahrhundert nicht zahlreich genug waren, um überhaupt ein Imperium zu Fall zu bringen, von dem wir annehmen, daß es die Menschen sowie die übrigen Ressourcen aller Gebiete zwischen dem Hadrianswall und dem Atlasgebirge kontrollierte. Wenn sie das Westreich von einem Zustand relativer Gesundheit ins Nichts stoßen konnten, dann allein aufgrund des spezifischen Zusammenwirkens mit inhärenten militärischen, wirtschaftlichen und politischen Einschränkungen des römischen Systems, wie es nach einem halben Jahrtausend seiner Entwicklung dastand.

Betrachtet man zunächst die militärischen Fähigkeiten des Imperiums, so müssen die von den Hunnen verursachten Invasionen in Beziehung zum Auf-

stieg des sassanidischen Persiens zur Großmacht im 3. Jahrhundert n. Chr. gesetzt werden. Wie im 2. Kapitel beschrieben, konnte Persien schließlich aufgehoben werden. Doch dadurch wurde Persiens Kraft nicht beseitigt. Selbst nachdem die Stabilität an der Ostfront um das Jahr 300 wiederhergestellt war, durften die militärischen Bemühungen dort niemals nachlassen, und bis zu 40 Prozent der Streitkräfte des Ostreichs (20 bis 25 Prozent aller Truppen Ost- und Westroms) mußten stets zur Sicherung gegen die Perser eingesetzt werden. Die Krise des späten 4. Jahrhunderts an den europäischen Grenzen des Imperiums übte somit unwillkommenen Druck auf eine militärische Struktur aus, die bereits schweren Belastungen ausgesetzt war.

Auch bestand ein Großteil des Rests des römischen Heers aus Grenztruppen (*limitanei*), deren Aufgabe im wesentlichen darin bestand, sich mit unmittelbaren, geringfügigen Bedrohungen der Grenzsicherheit zu befassen. Alle hatten andere Pflichten, und einigen mag es an der Ausbildung und der Ausrüstung gemangelt haben, um von großem Nutzen gegen die konzentrierten Streitkräfte zu sein, die durch die Hunnen aufgebracht worden waren. Insgesamt darf man also die militärische Stärke der Invasoren nicht an der Gesamtstärke der Streitkräfte des Reichs messen, denn viele Einheiten wurden für andere Aufgaben voll und ganz benötigt, sondern man muß sie den Feldarmeen im Westen gegenüberstellen. Diese waren größtenteils in Gallien, Italien und dem westlichen Illyricum zusammengezogen, im Jahr 420 umfaßten sie 181 Einheiten, auf dem Papier über 90 000 Mann. (Zu Beginn der Krise hatte die westliche Feldarmee wohl nicht mehr als 160 Einheiten, also über 80 000 Mann.) Im Vergleich zu dieser Streitmacht erscheinen die Zahlen der eindringenden Barbaren sich weit höher aufzutürmen, und man kann sich gut vorstellen, warum sie sich schließlich durchsetzen konnten. Sie waren also bei weitem nicht in der Minderheit, sie verfügten – zusammengenommen – über einen nicht unbeträchtlichen zahlenmäßigen Vorteil gegenüber den Streitkräften des Reiches. Dies blieb zunächst verdeckt, da die Eindringlinge keine Einheit bildeten, aber im Laufe des 5. Jahrhunderts wurden allmählich Zahlen genannt.

Wenn die eindringenden Barbaren zahlreich genug waren, um schließlich den Teil des römischen Heers zu bezwingen, den man ihnen unmittelbar entgegenstellen konnte, warum hob dann das Imperium nicht einfach mehr Truppen aus? Die Antwort auf diese Frage liegt in den Grenzen seiner Wirtschaft. Wenn im 4. Jahrhundert überhaupt etwas boomte, dann war es die spätrömische Landwirtschaft. Es gab jedoch offensichtlich keine Methode, den Ertrag

schnell oder beträchtlich zu steigern. In vielen Provinzen brachte die Wirtschaft maximale Erträge hervor. Es ist daher unwahrscheinlich, daß im Jahr 400 viel Überschuß vorhanden war, um noch größere Heere zu finanzieren nach den großen Steuererhöhungen, durch die ein Jahrhundert zuvor die Mittel für die neuen Armeen beschafft worden waren, die an der persischen Front benötigt wurden. Die Steuereinnahmen des Imperiums waren außerdem durch die Leistungsfähigkeit seiner Verwaltung und die Zahlungsbereitschaft seiner lokalen Eliten begrenzt. Aber kaum etwas deutet darauf hin, daß das Reich größere Schwierigkeiten mit Steuerzahlern vor dem Jahrzehnt nach 440 hatte, als Aëtius nach dem Verlust Nordafrikas Steuerprivilegien einschränken mußte. Als wichtigste Begrenzung der Steuereinnahmen erscheint daher die zwar lebhaft, aber kaum wachstumsfähige Wirtschaft.

Politische Begrenzungen sind jedoch auf eine andere Weise unmittelbar von Bedeutung für die Geschichte vom Zusammenbruch im Westen. Ein relativ einfaches politisches Abkommen verknüpfte Zentrum und Peripherie im Römischen Reich: Als Gegenleistung für das Zahlen der Steuern schützte der militärische und juristische Staatsapparat die eher schmale Schicht der Grundbesitzer gegen Feinde von innen und außen. Weil ihre Dominanz auf dem Landbesitz beruhte, waren diese Leute verwundbar. Sie konnten sich nicht auf und davon machen, sollte die Zentralgewalt ihre Sicherheit nicht länger garantieren können. Daher kann es kaum überraschen, daß sie dazu neigten, sich bei den aufsteigenden barbarischen Mächten einzuschmeicheln. Diese inneren Begrenzungen des Systems hatten beträchtliche Auswirkungen darauf, wie der Zusammenbruch des Reichs in den alten römischen Kernländern in Zentral- und Südgallien oder Spanien verlief.

Eine andere politische Begrenzung bezieht sich auf den Betrieb der hohen Politik. Angesichts der gewaltigen Größe des Reichs und seiner früheren Erfolge bei der Romanisierung der Provinzeliten mußten sich die herrschenden spätrömischen Regierungen mit dem ständigen Druck lokaler Interessengruppen auseinandersetzen, die allesamt in unterschiedliche Richtungen zerrten. Daher mußte im 4. Jahrhundert die Macht zwischen mehreren Kaisern aufgeteilt werden, aber es gab kein probates und verlässliches Mittel, um dies erfolgreich zu tun; alle Regime waren so gesehen improvisierte Gebilde. Im Zentrum konnte die Macht auf verschiedene Weise aufgeteilt werden, etwa zwischen zwei oder mehr Kaisern; manchmal wurden auch Marionettenkaiser vorgeschoben, und an den Fäden zogen mächtige Männer wie Aëtius oder Stilicho. So konnte es Augenblicke, ja auch ein oder zwei Jahrzehnte politischer

Stabilität geben, aber diese wurden doch häufig durch Phasen brutaler innerer Konflikte unterbrochen, die oft im Bürgerkrieg endeten. Die Instabilität im Zentrum bot den Einwanderern die wertvolle Chance, ihre eigenen Interessen geltend zu machen.

Innere Begrenzungen müssen angemessen berücksichtigt werden. Wer aber behauptet, sie hätten eine *Hauptrolle* beim Zusammenbruch des Reichs gespielt und die Barbaren seien dabei nicht mehr als ein lästiger Beschleunigungsfaktor gewesen, muß erklären, wie es dann dazu kommen konnte, daß das Reich ohne massiven militärischen Angriff von außen zerfiel. Und dies, so will mir scheinen, ist eine sehr schwierige Aufgabe. Es ist nicht so, daß das Spätreich über ein perfektes politisches System verfügte. Es umfaßte schon vor dem Auftauchen der Barbaren viele zentrifugale Tendenzen, und einige Randzonen waren sehr viel weniger in seine Strukturen integriert als die Kernländer am Mittelmeer. Vor allem in Britannien zeigte sich eine deutliche Tendenz, regimekritische politische Bewegungen hervorzubringen. Und beurteilt man die Sache nach dem Ausmaß, den das Banditentum den Berichten zufolge im nordwestlichen Gallien (*Armorica*) annahm, dann könnten dort ähnliche Zustände geherrscht haben. Es ist aufschlußreich, was mit diesen Revolten geschah. Zuerst flackerten sie nur auf, wenn im Zentrum Instabilität herrschte, und das Imperium hatte nichts anderes zu tun, als – im Fall Britanniens – eine bescheidene Expeditionstreitmacht auszusenden und die Provinz wieder in die Reichsfamilie zurückzuholen. Im Jahr 368 gelang es dem *comes* Theodosius, dem Vater des ersten Kaisers dieses Namens, diese Aufgabe mit nur vier Regimentern zu lösen.²¹ Damit das Reich von selbst auseinanderfiel, hätten also viele Gegenden gleichzeitig rebellieren und jede einen so großen Teil des römischen Heeres an sich binden müssen, daß es der Zentralgewalt unmöglich geworden wäre, die Rebellengebiete Stück für Stück zurückzuerobern.

Ein derartiger Ablauf der Ereignisse, wie er die Welt der Karolinger im 9. Jahrhundert zerstörte, läßt sich im 4. Jahrhundert nicht vorstellen, eben weil sich das Römische Reich in einigen wichtigen Aspekten vom Karolingerreich unterschied. Bei den Karolingern bestand das Heer aus örtlichen Grundbesitzern, die bewaffnete Kontingente ihrer eigenen Gefolgsleute hatten, während das Römische Reich eine Berufarmee unterhielt. Wenn sich bestimmte Gegenden vom Karolingerreich trennten, verfügten sie bereits über ihre eigenen Heere. Römische Grundbesitzer dagegen waren Zivilisten und mußten darum kämpfen, an Ort und Stelle eine Streitmacht zusammen-

zustellen, um sich gegen Ausbeutung durch die Zentrale zu verteidigen. Nicht nur Britannien, sondern auch Nordgallien, Spanien und Nordafrika hätten sich daher gleichzeitig lossagen müssen, damit ein innerer Zusammenbruch vorstellbar wird, doch gibt es keine Anzeichen dafür, daß es innerhalb des Spätreichs Fliehkräfte dieser Größenordnung gegeben hätte. Anstatt von inneren »Schwächen« Roms, durch die der Zusammenbruch des spätrömischen Systems prädestiniert gewesen sei, sollte man meiner Ansicht nach sinnvoller von »begrenzten Möglichkeiten« sprechen – militärischer, wirtschaftlicher und politischer Art, die es dem Westen unmöglich machten, auf die verschiedenen Krisen angemessen zu reagieren, mit denen er im 5. Jahrhundert konfrontiert wurde. Diese inneren Begrenzungen waren ein notwendiger Faktor beim Zusammenbruch des Reichs, konnten aber nicht allein die Ursache sein. Es gibt nicht das leiseste Anzeichen, daß das Westreich im 5. Jahrhundert auch dann zu bestehen aufgehört hätte, wenn es die Barbaren nicht gegeben hätte.

Der Stoß von außen

Einen letzten Gedankengang gilt es zu sondieren, bevor diese Untersuchung über die Zerstörung Westroms an ihr Ende gelangt. An dem Stoß von außen, auf den ich zuvor bereits eingegangen bin, waren zwei Akteure beteiligt: die Hunnen, die ihn bewirkten, und die weitgehend germanischen Gruppen, die ihren Impuls aufnahmen und deren Invasionen letztlich das weströmische Staatsschiff leck schlugen. Soweit uns bekannt, gibt es keinen tieferen Grund, warum sich die Hunnen genau zu diesem Zeitpunkt in die Landstriche nördlich des Schwarzen Meeres begaben. In der Antike und im Mittelalter gab die Große Eurasische Steppe von Zeit zu Zeit militärisch bedeutsame Bevölkerungsstöße ab. Manchmal drückten sie ostwärts in Richtung China, manchmal in westlicher Richtung nach Europa. Über die Dynamik dieser Bewegung ist immer noch viel zu wenig bekannt, so daß wir keine Vorstellung von tieferen Gründen haben, die erklären könnten, warum es zur jeweiligen Zeit zu Impulsen kam, oder ob es jeweils eine vollkommen eigene Erklärung gab. Im Falle der Hunnen können wir nicht mehr tun, als einige Möglichkeiten zu skizzieren. Diese reichen von umweltbedingten (die Steppen werden trockener und eignen sich also weniger zur Tierhaltung) über gesellschaftspolitische Veränderungen bis zu militärischen Möglichkeiten (stärkere Bogen mit mehr Durchschlagskraft). Aber wie die Dinge stehen, haben wir ebensowenig eine

Vorstellung darüber, warum die Hunnen gegen Ende des 4. Jahrhunderts nach Westen zogen, wie über die Gründe, warum die Sarmaten dies in den Jahren um Christi Geburt taten.²²

Die Hunnen selbst waren jedoch nur ein Teil des Problems. Die unmittelbarste und zerstörerischste Komponente der Hunnenkrise waren die weitgehend germanischen Gruppen, die sich in zwei Wellen 376 bis 380 und 405 bis 408 den Weg über die Reichsgrenze erzwangen. Wenn wir, was die Hunnen betrifft, nicht weiterkommen, dann verdient die Wechselwirkung zwischen Steppennomaden und germanischen Ackerbauern mehr Aufmerksamkeit, denn deren Auswirkungen waren aus breiterer historischer Perspektive betrachtet einzigartig. Im 1. Jahrhundert n. Chr. griffen sarmatische Nomaden in ähnlicher Weise einige germanisch dominierte Ackerbaugesellschaften am östlichen Ende der Karpaten an, und einige dieser Sarmaten begaben sich, wie später die Hunnen, auf die Große Ungarische Tiefebene. Trotz dieser Ähnlichkeiten führte die Ankunft der Sarmaten nicht zu Dominoeffekten, die auch nur entfernt an die Abwanderung der Goten, Vandalen, Alanen und anderer auf römischen Boden 400 Jahre später erinnerten.²³ Warum war das so?

Die plausibelste Erklärung für diesen Unterschied besteht im Wandel der germanischen Welt, wie er sich zwischen dem 1. und dem 4. Jahrhundert ereignet hat. Wie in Kapitel 2 beschrieben, zerfiel Germanien im 1. Jahrhundert in viele kleine, konkurrierende politische Einheiten, deren Armut durchweg so groß war, daß sie den Römern nicht eroberswert erschienen. Zu jener Zeit konnte Germanien Stoßtrupps zusammenstellen und größere Verteidigungsbündnisse schmieden, die erfolgreich ein Römerheer aus dem Hinterhalt angreifen konnten, das durch ein Waldgebiet zog, wie es Arminius mit Varus' Legionen 9 n. Chr. tat. Aber sie verfügten nicht über die erforderlichen politischen Strukturen, um römischer Macht und Diplomatie in einem längeren offenen Konflikt standzuhalten. Zu der Zeit, als die Hunnen kamen, hatte sich viel verändert. Eine wirtschaftliche Revolution, die vor allem die landwirtschaftliche Produktion betraf, aber auch gewisse Teile des Manufakturwarenssektors, hatte sowohl zu einem Wachstum der Bevölkerung als auch zu größerem Reichtum geführt. Die soziale Differenzierung hatte sich verstärkt, es gab eine dominierende Schicht von Freien, Erbfürsten und bewaffnetes Gefolge. Dieser soziale Wandel manifestierte sich an der Spitze in Form stabilerer politischer Strukturen. Im 4. Jahrhundert figurierten Untergruppen der Alamannen und Goten und andere als Klientelstaaten an den Rändern der römischen Welt. In der Regel waren sie nachgiebig, dennoch konnten sie, wo

es ihnen notwendig schien, Maßnahmen ergreifen, um den Forderungen des Reichs entgegenzutreten.

Als sich Teile der Germanen auf römischen Boden begaben, um den Angriffen der Hunnen auszuweichen, gewann dieser langwährende Prozeß gesellschaftspolitischer Verschmelzung neuen Schwung. Eines der wichtigsten – und in diesem Buch ausführlich behandelten –, aber erst jüngst erkannten Phänomene der Geschichte des 5. Jahrhunderts lautet: Alle wichtigen Nachfolgestaaten des Weströmischen Reichs wurden um die militärische Macht der neuen barbarischen Großgruppen herum errichtet, die auf dem Marsch zustande kamen. Die Westgoten, die sich in den Jahren nach 410 in Aquitanien ansiedelten, waren keine uralte Untergruppierung der gotischen Welt, sondern eine Neuschöpfung. Vor dem Auftauchen der Hunnen an den Rändern Europas existierten überhaupt keine Westgoten – selbst wenn veraltete Karten dieser Invasion vom Gegenteil überzeugen wollen. Sie entstanden durch die Vereinigung von Terwingen und Greutungen, die 376 an der Donau aufgetaucht waren, mit den Überlebenden von Radagaisus' Streitmacht, die Italien 405/6 angriff. Alarichs Ehrgeiz führte die Überlebenden aller drei Gruppen zusammen und schuf eine neue, viel größere Gruppierung, als sie in der Welt der Goten je zuvor existiert hatte.²⁴ Die Vandalen, die Karthago 439 eroberten, stellten ebenfalls ein neues politisches Gebilde dar. In diesem Fall ging die neue Einheit aus nur einem Stoß von Einwanderern hervor, der durch die Invasoren erfolgte, die Ende 406 den Rhein überquerten. Zu diesen gehörten ursprünglich eine lockere Allianz aus zwei unterschiedlichen Gruppen von Vandalen – Asdingen und Silingen – sowie eine unbekannt Zahl von Alanengruppen (die stärkste Streitmacht) und Sueben, die wohl das Produkt eines neuen Bündnisses unter einigen der Germanen an der mittleren Donau waren. Angesichts eines römisch-gotischen militärischen Angriffs Mitte der 410er Jahre entstand eine neue Einheit: die Silingen-Vandalen und verschiedene Alanen suchten den Anschluß an das herrschende Geschlecht der Asdingen-Vandalen.

Zu einem späteren Zeitpunkt wurde der Aufstieg des fränkisch-gallischen Reichs nur durch eine ähnliche Neuordnung bei den Franken möglich. Die Franken sind in unserer Untersuchung des Untergangs des Römischen Reichs nicht oft aufgetaucht, vor allem weil sie eher zu den Effekten als zu den Ursachen des Prozesses gehören. Sie treten erst nach 460 als bedeutende Kraft auf römischem Boden auf, und damals schwand die Macht der Römer in Nordgallien bereits dahin. Daß ihre Vereinigung eng mit dem Zusammenbruch Roms

verbunden war, läßt sich nicht beweisen, aber es spricht sehr vieles dafür. Im 4. Jahrhundert war die römische Politik gegenüber den südlichen Nachbarn der Franken an der Rheingrenze, den Alamannen, zum Teil darauf ausgerichtet, die Bildung militärisch gefährlicher politischer Verbände zu verhindern. Falls das auch in Bezug auf die Franken zutrifft, so erleichterte das Dahinschwinden der römischen Macht in der Region politische Verschmelzungen unter den Franken ungemein. Und wir wissen sicher, daß die Streitmacht fränkischer Krieger, die Chlodwig nach dem Jahr 480 einsetzte, um ein vereinigtes gallisches Königreich von der Garonne bis zum Ärmelkanal zu schaffen, durch die Vereinigung von mindestens sechs separaten Kriegergruppen geschaffen wurde. Zu jenen Kriegern, die er von seinem Vater Childerich ererbt hatte, fügte Chlodwig die Gefolgschaft des Sigibert (und seines Sohnes Chloderich), des Chararich, Ragnachar und Ricchar (Brüder, die jedoch jeweils ein eigenes Gefolge gehabt zu haben scheinen) und schließlich des Rignomer hinzu.²⁵ Auf dieselbe Weise waren auch die Ostgoten, die Odoaker 492 absetzten, um den letzten der Nachfolgestaaten zu schaffen, ebenfalls eine Neuschöpfung. Theoderich der Große, der erste Ostgotenkönig von Italien, vollendete den Prozeß, den sein Onkel Valamer begonnen hatte. In den späten 450er Jahren vereinigte Valamer einen Teil der gotischen Kriegergruppen, so wie es Chlodwig bei den Franken getan hatte, um an der Mitteldonau eines der Nachfolgekönigreiche des Hunnenreichs zu schaffen. Zu dieser Zeit zählte die Gruppe wohl mehr als 10 000 Mann. Nach 480 vereinigte Theoderich seine Streitmacht mit einer anderen, die mehr oder weniger gleich groß war: den thrakischen Goten, die zuvor im Osten des Balkans heimisch gewesen waren. Diese vereinte Streitmacht sollte dann Italien erobern.²⁶

Es lohnt sich, einen näheren Blick auf den Prozeß der Neuorganisation als größere und stabilere Einheiten zu werfen, aus denen die Nachfolgereiche hervorgingen. In allen Fällen kam es inmitten einer Kakophonie von dynastischen Rivalitäten zur Vereinigung. Einerseits wurde dieser Prozeß von Kriegsherren befördert, die durchaus bereit waren, einander den Garaus zu machen. Insbesondere Chlodwig scheint seinen Spaß daran gefunden zu haben, einen Schädel mit der Axt zu spalten, und die Einzelkämpfe nahmen gewiß überhand. Andererseits war zwar das gegenseitige Töten bei den Anführern germanischer Kriegerhaufen stets populär, aber dies hatte zuvor nie zu großen gesellschaftlichen Umgestaltungen geführt. Ebenso wichtig wie die Ambitionen der einzelnen Anführer waren daher die Einstellungen der Krieger, die das Schauspiel beobachteten. Der Bericht Gregors von Tours über die Vereini-

gung der Franken unter Chlodwig betont mehr oder weniger bei jedem Meuchelmord, daß die Anhänger der getöteten Führer ihre Gefolgschaftstreue auf Chlodwig übertrugen. Dabei konnten sie eine wirkliche Wahl treffen. Und so sah es auch bei den übrigen Vereinigungsprozessen aus. Die Westgoten gingen nicht nur aus Alarichs Ehrgeiz hervor, sondern auch aus der Bereitschaft der meisten Terwingen und Greutungen sowie der besiegten Anhänger des Radagaisus, sich nach seinen Maßgaben zu richten. Die Koalition der Vandalen kam zustande, als die Silingen-Vandalen und die Alanen sich dafür entschieden, ihr Los mit dem der Asdingen und der Ostgoten zu teilen – und zwar, nachdem die einzelnen Erfolge im Laufe zweier Generationen, Valamers und Theoderichs, positiv aufgenommen worden waren. In einigen dieser Fälle wissen wir von Persönlichkeiten, die sich gegen einen Anschluß an ein neues Bündnis entschieden. Anstatt uns aber auf die Kämpfe an der Spitze zu konzentrieren, sollten wir unser Augenmerk auf die Wahl lenken, die die germanischen Freien trafen, deren Entscheidung die üblichen Führungs rivalitäten in einen Prozeß politischer Vereinigung überführte.²⁷

Wir wissen aus den Quellen, daß das Römische Reich in diesem Prozeß auf zwei Ebenen eine entscheidende Rolle spielte. Erstens handelte es sich hier um die überragende Militärmacht jener Zeit, die über die Jahrhunderte hinweg erprobte und zuverlässige Methoden entwickelt hatte, um die Unabhängigkeit selbst jener Einwanderer zu unterminieren, die sie willkommen hieß. Mit einer solchen Machtfülle konfrontiert, die sich mit dem Selbstbild des Reichs als einer Gesellschaft verband, die allen anderen überlegen war, hatten viele der neu im Reich angekommenen Einwanderer bald sehr gute Gründe, ihre Kräfte zu vereinen, was auch immer für Differenzen es in der Vergangenheit gegeben haben mochte. Die Terwingen und die Greutungen kooperierten bereits im Sommer 376, als Valens versuchte, sie zu trennen und zu beherrschen, indem er nur die Terwingen ins Reich hereinließ. Jene Gefolgsleute des Radagaisus, die gleich nach seiner Niederlage in die Sklaverei verkauft wurden oder die erleben mußten, wie ihre Frauen und Kinder nach der Ermordung Stilichos in italischen Städten dahingeschlachtet wurden, begriffen rasch, worin der Sinn bestand, sich Alarichs Gefolge anzuschließen. Die Silingen-Vandalen und die Alanen schlossen sich den Asdingen-Vandalen nach empfindlichen Niederlagen an, und dies eben in der Absicht, den Feldzügen wirksamer entgegenzutreten zu können, die Constantius gegen sie einfädelte. Die Schaffung der Ostgoten im Sommer 478 ging ebenfalls aus einem auf Entscheidung drängenden Moment hervor, als Kaiser Zenon versuchte, Theoderich den Großen

zum Kampf gegen die thrakischen Goten zu bewegen. Der Kaiser gab vor, er werde Theoderich eine beträchtliche Streitmacht zur Verfügung stellen, damit er seine Feinde schlagen könne – tatsächlich wollte er erreichen, daß die beiden gotischen Streitkräfte einander empfindlichen Schaden zufügten, bevor er eine Reichsarmee schicken würde, um aufzuräumen. Ungeachtet des Zwists zwischen ihren beiden Anführern weigerte sich schließlich die Masse der Gefolgsleute zu kämpfen, der nur zu bewußt war, daß der von Zenon vorgezeichnete Weg sie in die gegenseitige Vernichtung führen würde.²⁸

Zweitens basierte das Imperium Romanum auf einem Steuermechanismus, der eine ganz erhebliche Umverteilung bewirkte. Diese Tatsache wurde von Goten und anderen ausgenutzt, die das Reich dazu brachten, sie – mehr oder weniger freiwillig – als Verbündete anzuerkennen, oder die ein Stück des Kuchens in Form von Steuereinnahmen von Städten mit ihrem Umland (*civitates*) für sich beanspruchen konnten. So ließ sich ein Einkommensniveau sichern, das außerhalb des Reichs nicht zu erreichen war. Bei all ihren wirtschaftlichen Fortschritten blieb die germanische Welt des 4. Jahrhunderts im Vergleich zum Imperium relativ unproduktiv. Wie in Kapitel 7 beschrieben, findet sich in germanischen Grabstätten Gold in beträchtlicher Anhäufung erst seit der Zeit Attilas, der es in beispielloser Menge vom Römerstaat eingetrieben hatte. Für Abenteurer bedeutete das Römische Reich, wenn es auch ihre Existenz bedrohte, eine beispiellose Chance auf Wohlstand. Gruppen von Fremden, die beträchtliche bewaffnete Kräfte mobilisieren konnten, hatten dabei eine bessere Chance, sich Reichtümer mit Gewalt zu verschaffen. Mal überwog die Furcht, mal die Hoffnung auf Gewinne, aber auf die eine oder andere Weise beflügelte eine berauschende Mischung aus beidem die Zuwanderer, sich zusammenzuschließen. Seit Migranten, die den Hunnen auswichen, sich in großer Zahl über die Grenze geschoben hatten, wurde damit der römische Staat in einem sehr realen Sinn zu seinem eigenen schlimmsten Feind. Seine militärische Stärke und sein ausgeklügeltes Finanzsystem beschleunigten den Prozeß, durch den sich aus den Strömen der Einwanderer gebündelte Kräfte formten, die in der Lage waren, sich eigene Reiche aus dem politischen Körper des Imperiums herauszuschneiden.

Diese Argumentation läßt sich, so denke ich, noch einen Schritt weiter treiben. Wären die Hunnen im 1. und nicht im 4. Jahrhundert n. Chr. aufgetaucht und hätten Germanengruppen, wie sie zu dieser Zeit existierten, über die römische Grenze gedrängt, dann wäre das Ergebnis ganz anders ausgefallen. Da die politischen Einheiten der Germanen im 1. Jahrhundert weitaus kleiner

waren, wären zu viele von ihnen in einen zu komplizierten Prozeß der Neuordnung verwickelt worden, um die Schaffung umfassender Bündnisse überhaupt möglich erscheinen zu lassen. Die drei, vier, manchmal vielleicht auch sechs Einheiten, aus denen jede Großgruppe des 4. Jahrhunderts bestand, brachten genug Personal zusammen, um eine Streitmacht von 20 000 bis 30 000 Kämpfern aufstellen zu können – und das war wohl auch das Minimum, um langfristig zu überleben. Hätte man im 1. Jahrhundert viele germanische Krieger veranlassen wollen, an einem Strang zu ziehen, hätte man zunächst bis zu einem Dutzend rivalisierender Gruppierungen zusammenführen müssen, was riesige politische Probleme mit sich gebracht hätte. Dies, so meine ich, war der Grund, warum die Bewegungen der Sarmaten im 1. Jahrhundert über soviel weniger Wucht verfügten als die der Hunnen 300 Jahre später.

Die Transformationen, die die germanische Gesellschaft des 4. von der des 1. Jahrhunderts unterschieden, bildeten also einen entscheidenden Faktor in der Geschichte des Untergangs des Weströmischen Reichs. Aber was verursachte sie? Warum und auf welche Weise wandelte sich diese Gesellschaft so radikal?

Was die innere Dynamik angeht, die in diesen Jahrhunderten innerhalb der germanischen Gesellschaften wirksam war, so liefern die Quellen – die natürlich allesamt römische sind – nicht mehr als eine Andeutung. Tacitus im 1. und Ammianus Marcellinus im 4. Jahrhundert erwähnen heftige Kämpfe zwischen verschiedenen germanischen Gruppierungen ohne römische Beteiligung, und es gibt keinen Grund zu der Annahme, dies für außergewöhnlich zu halten. Wie dem auch sei – für mich liegt der Schlüssel in den Beziehungen zwischen Germanien und dem Imperium Romanum in ihren verschiedenen Ebenen, von denen wir einige berührt haben. Ohne ihre relativen Verdienste zu bewerten – wir sollten nicht vergessen, daß das Römische Reich zwar die Zentralheizung kannte, aber nichts Falsches darin sah, um des Vergnügens der Massen willen menschliche Wesen wilden Tieren zum Fraß vorzuwerfen –, läßt sich doch sagen, daß die germanische eine recht einfache Gesellschaft war, die am Rande einer viel komplexeren angesiedelt war. Die große geographische Nähe solch ungleicher Einheiten mußte dazu führen, daß es zu genau der Art von Veränderungen kam, die wir in der germanischen Welt beobachtet haben.

Die offensichtlichsten Beziehungen – die auch die meiste Aufmerksamkeit der Archäologen auf sich gezogen haben – waren die Wirtschaftsbeziehungen, und die Belege für einen wirtschaftlichen Austausch in großem Umfang

zwischen germanischen Gesellschaften und dem Römischen Reich sind beeindruckend. Hochwertige Erzeugnisse römischer Manufakturen wurden in der riesigen germanischen Welt außerhalb der Grenzgebiete früh in dieser Phase zu Charakteristika der Grabstätten Wohlhabender. Innerhalb der etwa 200 Kilometer breiten Grenzregion bildeten noch weit mehr römische Produkte einen wesentlichen Bestandteil des Alltagsbedarfs. Im Gegenzug, so belegt die schriftliche Überlieferung, verbrauchte das Römische Reich große Mengen an Rohstoffen von jenseits der Grenzen. Zu einem bestimmten Zeitpunkt im 4. Jahrhundert setzte Kaiser Julian diplomatische Verträge mit Strafcharakter dazu ein, um von verschiedenen alamannischen Gruppen die Lieferung von Holz und Nahrungsmitteln sowie Sklaven und Rekruten für sein Heer zu erzwingen; in anderen Fällen wurde für solche Güter und Dienstleistungen bezahlt. Römische Garnisonen im Grenzbereich hatten jahrhundertlang als Zentren der Nachfrage für nahegelegene germanische Wirtschaftsräume fungiert. Die leichtverderblichen Exportgüter, die in der Welt der Germanen erzeugt wurden, haben keine archäologischen Spuren hinterlassen, aber sie brachten genügend Reichtum hervor, um von Bedeutung zu sein. Ein wichtiger Zweig des Sklavenhandels wurde beispielsweise von Germanen aus betrieben. Bereits im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung benutzten Roms Nachbarn am Rhein römische Silbermünzen als Tauschmittel, und selbst als 300 Jahre später die Beziehungen zwischen dem Reich und den Terwingen weit distanzierter waren, blieben die Handelsstationen offen. Wir wissen auch, daß es für Personen außerhalb der Grenze üblich war, sich für das römische Heer zu verpflichten und dann mit den Ruhegeldzahlungen nach Hause zurückzukehren.²⁹

Die germanische Welt um Christi Geburt funktionierte weitgehend als Subsistenzwirtschaft. Die folgenden 400 Jahre des Handels mit dem Römischen Reich hatten vor allem zwei Auswirkungen. Zum einen gelangte Reichtum in neuen Formen und bisher nicht gekannten Mengen von jenseits der Grenze auf römischen Boden. Wirtschaftsbeziehungen mit Rom boten unerhörte Profite für jeden, von den Sklavenhändlern bis zu den Bauern, die Nahrungsmittel an römische Garnisonstruppen verkauften. Infolgedessen gab es zum ersten Mal genug Geld, daß sich wirkliche Vermögensunterschiede herausbilden konnten. Zum anderen – und das ist wichtiger als das höhere Wohlstandsniveau an sich – führten der neue wirtschaftliche Austausch zu gesellschaftspolitischen Veränderungen, als bestimmte Gruppen um die Kontrolle der neuen Reichtümer konkurrierten, die über die Grenze flossen. Im Jahr 50 n. Chr.

wurde der Markomannenkönig Vannius, dessen Reich nördlich der Donau auf dem Gebiet des heutigen Tschechien lag, von einer unternehmungslustigen Gruppe von Abenteurern aus Zentral- und Nordpolen vertrieben. Wie Tacitus berichtet,³⁰ zogen sie nach Süden, um einen Anteil an dem aus Handel resultierenden Reichtum zu fordern, den er im Laufe seiner dreißigjährigen Herrschaft angesammelt hatte. So wie bei der Mafia und während der Prohibition gab es eine neue Flut von Reichtum, um die man kämpfen konnte, bis alle Auseinandersetzungen geregelt waren und alle Beteiligten akzeptierten, daß der gegenwärtige Verteilungsschlüssel die aktuellen Machtverhältnisse widerspiegelte. Im allgemeinen erfahren wir nicht, wie die Handelsverbindungen in Germanien organisiert waren und wer welchen Profit dabei machte, denn dort war niemand des Lesens und Schreibens kundig. In den letzten Jahren jedoch haben polnische Archäologen, die den nordwestlichen Abschnitt der Bernsteinstraße erkundeten, auf der zur Römerzeit diese kostbaren Schmucksteine von den Küsten der Ostsee in die Werkstätten des Mittelmeerraums gelangten, mehrere Dämme und Brücken entdeckt. Kohlenstoffdatierungen und Jahresringe zeigen, daß sie aus den ersten Jahrhunderten nach Christus stammen und über 200 Jahre lang intakt waren. Im nördlichen Polen verdiente irgend jemand also so viel Geld durch seinen Anteil am Bernsteinhandel, daß er bereit war, große Mühen auf sich zu nehmen. Die Vermutung wird zutreffen, daß nicht jene das meiste Geld verdienten, die Bäume fällten und Stämme in Sümpfen versenkten. Die Organisation und Kontrolle des Handelsverkehrs hatte selbstverständlich eine größere soziale Differenzierung zur Folge, als bestimmte Gruppen in der germanischen Gesellschaft versuchten, die Profite für sich zu beanspruchen.³¹

Die durch die militärischen und diplomatischen-Beziehungen mit den Römern bewirkten Veränderungen in den germanischen Gesellschaften wiesen in dieselbe Richtung. In den ersten 20 Jahren des 1. Jahrhunderts n. Chr. versuchten die Legionen Roms, die neuen Nachbarn im Osten und Norden zu unterwerfen. Das Reich war zu dieser Zeit offen auf Raub aus, und die Germanen reagierten so, wie es zu erwarten war. Das erste wichtige politische Bündnis im Rheingebiet, von dem wir wissen, hatte Arminius zusammengefügt, um den eindringenden Römern entgegenzutreten. Es errang einen großen Sieg über Varus' Legionen, fiel dann aber bald auseinander. Wie in Kapitel 2 beschrieben, umfaßte in den nächsten drei Jahrhunderten die römische Politik Straffeldzüge gegenüber den germanischen Nachbarn, die in einer Entfernung von bis zu 100 Kilometern von der Grenze lebten; dazu kam es etwa

einmal in jeder Generation. Diese Feldzüge bildeten die Grundlage für mittelfristige Friedensabkommen. Anders gesagt: Viermal im Jahrhundert drangen römische Legionen in dieses Hinterland ein und vernichteten alles und jeden, der sich ihnen in den Weg stellte. Es kann kaum überraschen, wenn wir daher auf stets wiederkehrenden Widerstand stoßen. Zunächst wollten die gotischen Terwingen die christliche Religion von Kaiser Constantius II. nicht übernehmen, und unter Athanarich kämpften sie in Hinhaltenaktik drei Jahre lang erfolgreich, um keine militärischen Kontingente für den Kampf Roms gegen Persien stellen zu müssen. Alles spricht für die Annahme, daß der Wunsch, die schlimmsten Exzesse des römischen Imperialismus abzuwehren, viel mit der Entwicklung des Gesellschaftsstrukturen zu tun hatte, die für das 4. Jahrhundert typisch waren, die wiederum zu den neuen Barbarenbündnissen führten, die sich im 5. Jahrhundert auf römischem Boden bildeten.

Die Gewalttätigkeit war natürlich keinesfalls eine einseitige Angelegenheit. Reiche Beute hatten jene zu erwarten, die erfolgreiche Raubzüge über die Grenzen hinweg unternehmen konnten (die Grenzprovinzen entwickelten sich wirtschaftlich sogar schneller als ihre germanischen Nachbarn). Dies lieferte einen weiteren Ansporn zum politischen Zusammenschluß, denn im allgemeinen gilt: Je größer die Gruppierung, die den Überfall unternahm, desto größer waren die Erfolgchancen. Überfallaktionen über die Grenzen hinweg waren, wie wir gesehen haben, in den römisch-germanischen Beziehungen zur Kaiserzeit gang und gäbe. In den 24 Jahren (354–378), die Ammianus Marcellinus behandelt, wurde die Rheingrenze in nicht weniger als 14 Jahren von den Alamannen verletzt. Ich halte es auch nicht für einen Zufall, daß alamannische Oberkönige des 4. Jahrhunderts wie Chnodomarius, den der Kaiser Julian 357 bei Straßburg besiegte, dazu neigten, Raubkriege jenseits der Grenze zu führen. Das Maß an Prestige und Reichtum, das man dadurch erringen konnte, war ein wesentlicher Bestandteil bei der Festigung ihrer Position. Ob dabei nun die Abwehr römischer Aggression beabsichtigt war oder ob man vom römischem Reichtum profitieren wollte, Bündnisse galten stets als der sicherste Weg zum Erfolg.

Die internen Anpassungen, die durch die positiven wie auch die negativen Aspekte der römisch-germanischen Beziehungen in Gang gesetzt wurden, brachten die germanische Gesellschaft dazu, sich in größeren Gruppen zu organisieren und sich enger zusammenzuschließen. Ob nun die neuen Verbände, die zu Anfang des 3. Jahrhunderts im Westen auftauchten, in erster Linie durch Furcht oder durch Gewinnerwartungen verursacht waren, fest

steht, es waren Macht und Reichtum des Römischen Reichs, worauf die Blicke gebannt gerichtet waren.

Sobald diese stärkeren Verbände entstanden waren, bemühte sich die römische Diplomatie, den Prozeß zu fördern. Eine bewährte und zuverlässige Taktik bestand darin, auf einen Führer zu setzen, der bereit war, dabei zu helfen, daß der Friede erhalten blieb. Dann bemühte man sich, seine Herrschaft über seine Untertanen durch gezielte Entwicklungshilfe zu festigen, sehr häufig in Verbindung mit Handelsprivilegien. Jährliche Geschenke zählten seit den ersten Jahrhunderten n. Chr. zu den Grundelementen römischer Außenpolitik. Aber in diesen Beziehungen gab es stets eine gewisse Ambivalenz; begünstigte Könige hatten auf die Ansprüche ihrer eigenen Gefolgsleute wie die ihrer neuen römischen Sponsoren einzugehen. Mehr als ein König der Alamannen sah sich durch seine Gefolgsleute gezwungen, sich der Rebellion des Chnodomarius anzuschließen oder aber einen Machtverlust in Kauf zu nehmen.³² Unvermeidlich zogen Anführer, die die Freigebigkeit der Römer auf sich ziehen konnten, die meisten Anhänger an.

Auch die römischen Waffen spielten eine Rolle. Wie der Waffenhandel abgewickelt wurde, wissen wir nicht, aber in dänischen Moorfundgruben wurden mehr römische Waffen gefunden als irgendwo anders in Europa.³³ Die Schlußfolgerung kann nur lauten: Dieser bestimmte Typ römischer militärischer Ausrüstung wurde weit jenseits der Grenzen in militärischen Auseinandersetzungen verwendet. Nachdem der aufsteigende germanische Herrscher die Kontrolle über neue Quellen des Wohlstands und des Erfolgs durch organisierte Raubüberfälle erlangt, Legitimität und andere Unterstützung durch das Imperium errungen und ordentliche römische Waffen erworben hatte, war er bereit, seine Macht mit weniger friedlichen Mitteln als bisher auszuweiten. Seine Energien richteten sich teilweise auf Rom, aber auch die heftigen Rivalitäten der Germanen untereinander müssen bei der Errichtung der größeren Machtblöcke in der germanischen Welt eine Rolle gespielt haben. Ammianus erwähnt beispielsweise, daß die Burgunder bereit waren, die Alamannen gegen Bezahlung anzugreifen, und daß einer der mächtigeren Könige der Alamannen, Macrianus, auf fränkischem Territorium sein Ende fand, als ein lokaler Expansionskrieg mißlang.³⁴ Im Laufe der Jahrhunderte muß es unglaublich viele Kriege dieser Art gegeben haben. Wir sollten also davon ausgehen, daß das Römische Reich jenseits der Grenze sehr viele ungeahnte Nebenwirkungen hatte, als lokale Gesellschaften auf die Gefahren und Chancen, die durch seine überwältigende Präsenz geschaffen wurden, auf ihre eigene Art und

Weise reagierten. Als die Verschmelzung von Gruppen und Untergruppen, die sich seit langem jenseits der römischen Grenzen vollzog, mit der äußeren Erschütterung in Wechselwirkung trat, wie sie die Ankunft der Hunnen bedeutete, traten die Großgruppen in Erscheinung, die das Römische Reich zerreißen sollten.

Der Macht, die Imperien ausüben, wohnt vermutlich eine Tendenz inne, Gegenkräfte aufzubauen, durch die die Beherrschten am Ende ihre Ketten abwerfen können.³⁵ Daß das Römische Reich seinen eigenen Untergang vorbereitet hatte, lag daher weder an inneren Schwächen, die sich im Laufe der Jahrhunderte eingestellt hatten, noch an neuen, die erst auftraten, sondern war eine Konsequenz seiner Beziehungen zur germanischen Welt. Wie es den Sassaniden gelang, die Gesellschaft im Vorderen Orient so nezugestalten, daß die römische Dominanz abgeworfen werden konnte, erreichten die Germanen im Westen dasselbe, wobei ihr Zusammenstoß mit der Hunnenmacht den Prozeß sehr viel schneller herbeiführte, als es sonst der Fall gewesen wäre. Der weströmische Staat stürzte nicht in den Abgrund aufgrund »seiner übermäßigen Größe«, sondern weil seine germanischen Nachbarn auf seine Macht in einer Weise geantwortet hatten, die die Römer nie hätten voraussehen können. In all dem steckt eine tröstende Einsicht: Gerade wegen seiner grenzenlosen Aggressivität war der römische Imperialismus zuletzt für seine Zerstörung selbst verantwortlich.

ANHANG
